Das Tauffäßchen.

Eine Schmuggelgeschichte. Von Karl Pauli.

Glückstadt an der österreichisch-preußischen Grenze im Glatzer Gebirge ist ein reizendes Städtchen. In einem lieblichen Tale liegend und von hohen bewaldeten Bergen umgeben, bietet es einen Anblick, daß jeder, der es von der Ferne betrachtet, zu dem Glauben verleitet wird, daß ihr Name der Stadt mit Recht zukäme, und daß hier nur gute und glückliche Menschen wohnen könnten.

Nun ja, im ganzen war das Leben in Glückstadt, soweit es die Unvollkommenheit des Menschendaseins zuließ, erträglich, die Gegend war wohlhabend, und die Einwohner hatten ihr gutes Auskommen. Aber in diesem Rosengarten lauerte doch auch eine Schlange, die das Dasein trübte — die Grenze, die sich hier zwischen zwei großen Reichen hinzog. Man mußte sich allen Bestimmungen unterwerfen, die diese Einrichtung auferlegt. Sie verschloß das jenseits liegende Reich und verteuerte das Leben, da jeder Gegenstand, der über die verhängnisvolle Linie hin oder her ging, mit einem hohen Zoll belegt war.

Das kränkte die braven Bürger sehr, besonders da es kein Mittel dagegen gab.

Nun, es hätte schon eines gegeben, aber das war mit Gefahr verbunden, weil es verboten war, und wer schmuggelte, der mußte Strafe zahlen und konnte schließlich eingesperrt werden.

Die Zollbeamten in Glückstadt waren ja ganz nette Leute, was das bürgerliche Leben betraf, aber als Beamte waren sie nur aus Paragraphen und Vorschriften zusammengesetzt, um die Einwohner am Schmuggeln zu verhindern.

Wer jemand hindert, seinen Vorteil zu suchen, der kann natürlich nicht verlangen, daß er sehr gern gesehen wird. So ging es also auch mit den Zollbeamten in Glückstadt; als Menschen lebten sie zwar ungestört unter den anderen Bürgern, aber als Beamte mußten sie manches ertragen. Zeigten sie sich in Gesellschaft, so pflegte man sie gern mit Schmuggelgeschichten aufzuziehen, und wenn sie auch so klug waren, mit den anderen darüber zu lachen, so konnten sie doch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, denn sie wußten keine komischen Geschichten, durch ihre Berichte wehte immer nur der Geist der Gewalt und der Autorität.

Ja sie hatten wirklich hübsche Geschichten, die „Ehrenschmuggler von Glückstadt", wie sie sich selbst nannten. Da erzählte einer, wie er einen Mann gekannt habe, der sei im Winter mitunter im Schlitten nach Oesterreich gefahren und habe mit warmem Wasser gefüllte Bettflaschen mitgenommen. Drüben aber in Oesterreich wurde dann das warme Wasser ausgegossen, guter Ungarwein in die Bettflaschen gefüllt und auf diese Weise glatt über die Grenze geschafft.

Ein anderer gab eine Geschichte zum besten, wie ein Freund von ihm eine Ziege in ein Pudelfell eingenäht und über die Grenze geschmuggelt habe; sogar einen Maulkorb habe die Ziege umgehabt — nicht etwa wegen des Beißens, sondern damit der Pudel nicht anfange zu meckern.

Wieder ein anderer erzählte eine Geschichte von einem Warenhausbesitzer, der Wiener Schuhe aus Oesterreich hereinschmuggeln wollte und sich dabei einer ganz raffinierten List bediente. Er ließ die Schuhe an einen Freund schicken — vierundzwanzig Paar waren es — der in einem österreichischen Grenzdorfe wohnte.

Nun mietete er zwei Dutzend Schulkinder aus Glückstadt; die mußten barfuß über die Grenze gehen in jenes Dorf, in dem der Freund wohnte, dort die Schuhe anziehen und nach Glückstadt zurücklaufen. Das taten sie auch, an ihrer Spitze ging der Warenhausinhaber, eine Fahne in der Hand und mit ebenso lauter Stimme wie die Kinder das Lied singend: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab". Als die Beamten die vielen Kinder mit den neuen Schuhen sahen, wollten sie dieselben nicht passieren lassen, aber der Warenhausinhaber behauptete mit Recht, es könne niemand verweigert werden, in seinen Schuhen über die Grenze zu gehen.

Das war nicht zu bezweifeln, und die Beamten waren genötigt, sich zufrieden zu geben. Sie lachten schließlich selbst über den Streich. Nur einer ärgerte sich darüber, das war der Zollinspektor Nerger, der erst vor kurzer Zeit die Vorsteherstelle des Glückstadter Zollamts übernommen hatte, und zwar ärgerte er sich weniger über die Schmugglerstreiche selbst als über die Art, mit der die Bürger den Steuerbeamten sie erzählten. Er war ein stolzer, hochmütiger Mann, der in dem Beamten die Verkörperung der Staatsautorität sah. Die Bürger sollten Respekt vor ihm und seinen Beamten haben; dieses behagliche Zusammenleben der Einwohner der Stadt und der Beamten war ihm ein Dorn im Auge. Das mußte anders werden.

Und es wurde anders. Die größte Strenge wurde eingeführt. Früher waren die Bürger, die aus Oesterreich zurückkamen, wenn sie mit leeren Händen oder bloß mit kleinen Paketen am Zollhaus vorübergingen, mit einem Kopfnicken seitens der Beamten abgefertigt worden, jetzt mußte jedes Päckchen vorgezeigt werden, und wer etwas hervorstehende Taschen hatte, dem wurde der Rock hinten und vorn befühlt. Wehe, wenn einer dann dreizehn statt nur zwölf Zigarren bei sich führte! Er wurde wie ein Raubmörder behandelt — natürlich nur, wenn der Herr Inspektor Nerger selbst bei der Untersuchung zugegen war.

Vor allem die Stammtischler vom „Blauen Ochsen", wo er seine Meinung oft in recht großsprecherischer Weise zum besten gab, waren wenig entzückt über seine Art und beschlossen, ihm einen Denkzettel zu verabreichen.

Sie hatten zwar noch keinen rechten Plan, aber sie hofften, daß sich schon eine Gelegenheit finden werde.

Und sie fand sich.

Es war an einem Sonntagvormittag im Winter. Wie gewöhnlich saßen die Honoratioren von Glückstadt beim Frühschoppen zusammen, unter ihnen auch der Inspektor Nerger, der sich eben wieder über seine Erfolge in Glückstadt ausließ.

Da unterbrach ihn der Baumeister Vorberg, der neben ihm saß, mit den Worten: „Ehe ich's vergesse, ich feiere am Freitag die Taufe meines Jüngsten. Mein ganzer Hof ist feierlich geladen!" Er umfing mit einer Handbewegung den ganzen Kreis der um ihn Sitzenden.

Vorberg war in Glückstadt die angesehenste Persönlichkeit, er war, wie man so zu sagen pflegt, ein Mann, der in die Welt paßt, sein Vermögen erlaubte ihm ein behagliches Leben, und es blieb auch noch etwas für seine guten Freunde übrig. Dabei war er ein schlauer Kopf, in allen Sätteln gerecht, deshalb hatte ihn jeder gern, und da alle wußten, daß er ein gastfreies Haus führte und für das Wohlsein seiner Gäste sorgte, so sah man rings freudige Gesichter, und die Zurufe klangen von allen Seiten.

„Sie kommen doch auch, Herr Inspektor?" wendete sich Vorberg an Nerger, der sich noch nicht geäußert hatte.

Dieser hatte nicht die Absicht gehabt, die allgemeine Einladung auf sich zu beziehen; als aber der Baumeister so höflich fragte, konnte er nicht umhin zu erklären, daß er gern kommen werde.

„Also gut, ich rechne auf Sie," sagte der Baumeister. „Sie werden es nicht bereuen, denn ich habe mir da ein Fäßchen Gumpoldskirchner kommen lassen — was Delikates!"

„Hoffentlich doch geschmuggelter!" rief der Lederhändler Albers lachend.

„So weit sind wir noch nicht," gab der Baumeister zurück. „Das Faß liegt noch drüben."

„Du wirst ihn doch nicht verzollen?" fragte Albers.

Nerger saß stocksteif da. In seiner Gegenwart wagte einer eine solche Frage zu tun!

Aber es sollte noch besser kommen. „Natürlich wird der geschmuggelt!" rief es von allen Seiten. „Versteuerter würde uns gar nicht schmecken!"

„Nein, nein," erwiderte Vorberg, „das geht gegen mein Gewissen!"

„Ach was," schrie Albers, „Angst hast du, zu feige bist du, du wagst's jetzt nicht mehr —"

„Wagen? Was ist denn da zu wagen? Du weißt doch, wie oft wir schon zusammen —"

„Ja — ja, das waren eben andere Zeiten. Aber jetzt hast du Furcht, jetzt wagst du's nicht mehr! Ich gehe jede Wette ein, daß du es nicht wagst!"

Jetzt wurde Vorberg ernst. „An meinem Mute lasse ich nicht zweifeln."

„Nun, so beweise ihn doch!" rief Albers. „Hab' ich nicht recht?" wendete er sich an die anderen.

„Gewiß!" riefen einige Herren. „Er soll's beweisen!"

„Erst wettet!" rief der Apotheker Schindler. „Der eine sagt, er habe den Mut, der andere behauptet das Gegenteil. So wettet doch, da wird man ja gleich sehen, wer recht hat."

„Einverstanden!" rief Albers. „Wenn du das Fäßchen unverzollt über die Grenze bringst, gebe ich ein zweites!"

„Angenommen!" gab Vorberg zurück.

„Aber," warnte der Pfefferküchler Wagner, „ihr könnt doch hier, vor dem Herrn Inspektor, nicht eine solche Wette abschließen!"

„Ach was," sagte Vorberg, „der Herr Inspektor ist hier Gast und nicht Beamter. — Uebrigens gebe ich ihm volle Willensfreiheit. Wenn ich mich überhaupt auf die Sache einlasse und das Fäßchen pasche, so muß ich ja doch auf alles gefaßt sein. Wenn keine Gefahr wäre, hätte die ganze Wette ja gar keinen Sinn! — Was ich gesagt habe, dabei bleibt's!"

Vom Rathaus läutete die Mittagsglocke, und die Herren standen auf und gingen. Der letzte war der Inspektor Nerger. Er sah mit schlauem Lächeln den Gehenden nach und murmelte vor sich hin: „Ja — ja, ich bin hier nur Mensch, nicht Beamter, aber wartet nur, der Beamte wird euch schon packen!"

— — — — — — — — — — —

Zwischen Glückstadt und dem nächsten österreichischen Ort erhebt sich ein hoher, steiler, langgestreckter Berg, dessen Kamm sich wohl eine Stunde weit zwischen den beiden Grenzländern hinzieht. Ueber diesen Berg führen von Glückstadt nach Oesterreich hinein zwei Straßen. Eine davon ist eine moderne Kunststraße, in Serpentinen angelegt, die sich in vielfachen Windungen bis zum Gipfel schlängeln und von dort, an dem neugebauten Zollhause vorbei, den Berg auf der anderen Seite wieder hinabführen. Das Zollhaus steht genau auf der Grenze. Außer diesem Wege, der erst vor kurzem angelegt wurde, gibt es aber noch eine alte Straße, die früher die Verbindung zwischen beiden Ländern herstellte, diese ist, da sie als Fahrweg nicht mehr benützt wird, ziemlich verfallen, voller Löcher und daher im Sommer fast unpassierbar; höchstens im Winter, wenn der Schnee die schlimmsten Unebenheiten ausgeglichen hat, kann ein kühner Fahrer auf einem Schlitten die Straße wählen.

Es war eine bitterkalte Nacht, als Nerger, hinter einem Felsblock versteckt, auf dieser Straße Vorberg erwartete. Zwei Nächte hatte er schon hier gewacht, zwei Nächte klappernd vor Frost hinter Felsen und Hecken gestanden — aber hier mußte er ihm in die Hände laufen, es gab keinen anderen Weg nach Glückstadt. Er überlegte, wie Vorberg das Fäßchen wohl transportieren würde — nun, er würde ja sehen. Heute mußte er kommen, denn es war der letzte Tag.

Der Mond trat eben hinter den Wolken hervor, da sah Nerger einen kleinen Schlitten, der oben vom Kamm langsam und vorsichtig herabkam.

Sein Herz schlug höher — das war er! Er lief ihm also, wie er es vorausgeahnt, geradeswegs in die Hände.

Nerger schlich, sorgfältig jede Deckung benützend, der Straße näher und stellte sich mit schußbereitem Gewehr hinter einem alten Baumstumpf auf. Hier mußte Vorberg vorbei, hier wollte er ihn erwarten.

Aber er kam nicht. Wo blieb er denn nur?

Vorsichtig streckte Nerger den Kopf vor und sah, daß der Schlitten hielt, eine verhüllte Person denselben verließ, ein Stück die Straße herunterschlich, eine Weile nach allen Seiten Umschau hielt, dann zum Schlitten zurückkehrte, einen Gegenstand herausnahm und damit im Straßengraben verschwand.

Jetzt sah der Inspektor klar. Vorberg, der fürchtete, überrascht zu werden, hatte das Fäßchen versteckt, um es durch einen anderen abholen zu lassen. Jetzt konnte er ruhig sich abfangen lassen, der Schlitten war leer.

Aber er, der Inspektor Nerger, würde ihm diesen schönen Plan gründlich versalzen.

Vorsichtig schlich er näher, und es gelang ihm auch, unbemerkt bis zur Stelle zu kommen, wo der Baumeister verschwunden war. Richtig, wie er gewußt, war dieser damit beschäftigt, das Fäßchen in eine gemauerte Ablaufröhre zu schieben.

Mit höhnischem Lächeln beugte er sich nieder, legte dem kauernden Baumeister die Hand auf die Schulter und sagte freundlich: „Ei, ei, Herr Baumeister, was machen Sie denn hier?"

Vorberg, der den Zollinspektor längst gesehen, schon ehe er sein Pferd angehalten hatte, fuhr mit einem lauten Schrei in die Höhe, ergriff die Hand des Inspektors und zog mit einem so heftigen Ruck an, daß der Beamte in den Graben taumelte. Dabei starrte er ihn entsetzt an, schrie mit angstverzerrten Mienen: „Hilfe — Räuber! Mörder!" und war, ehe sich der Taumelnde aufrichten konnte, mit großen Sprüngen im nahen Walde verschwunden.

Verdutzt schaute Nerger dem Entfliehenden nach. Er wollte ihm folgen, aber er sah wohl ein, daß er ihn zwischen den Bäumen und Felsen nicht erreichen werde, auch war das ja gar nicht nötig, denn er hatte ihn erkannt, das gepaschte Fäßchen war in seinen Händen, Vorberg konnte sagen, was er wollte, er war überführt.

Ein froher Stolz schwellte seine Brust, er hatte gesiegt! Wie stand er jetzt da! Nun mußten die Glückstadter einsehen, daß mit dem Inspektor Nerger nicht zu spaßen war!

Er holte das Fäßchen aus dem Versteck hervor, nicht ohne Seufzen und Stöhnen, denn es war von dem Schlamm und Wasser, in dem es gelegen, naß und schlüpfrig, er mußte hinknien, um es fassen zu können, und als er es endlich in den Händen hatte, bemerkte er zu seinem Aerger, daß es über und über mit Schlamm besudelt war. Aber er verbiß seinen Aerger, denn das Schlimmste war ja überstanden, dort hielt noch geduldig das Pferdchen vor Vorbergs Schlitten. Es war eine schwere Arbeit, und der Schlamm, mit dem das Faß bedeckt war, besudelte ihm die ganze Uniform. Aber es gelang.

Nun ging er hinüber zum Zollhaus an der neuen Straße und holte sich einen Zollbeamten, mit dessen Hilfe er den Schlitten zum Zollamt in Glückstadt brachte. Dort wurde das Fäßchen mit Beschlag belegt, während er den Schlitten zu Vorberg schickte.

Dann suchte er, zwar erschöpft und zerschlagen, aber doch stolz und befriedigt, sein Lager auf.

Schon früh am anderen Morgen erschien er wieder auf dem Amt. Jetzt wollte er Gericht halten. Er ließ alle Beamte in die große Halle kommen, damit sie Zeugen seines Triumphes werden sollten, und schickte einen von ihnen ab, um Vorberg herbeizuholen.

Aber dieser kam eben von selbst. Mit ausgestreckten Händen ging er auf Nerger los und rief mit bewegter Stimme: „Tausend Dank, mein lieber Herr Inspektor, für Ihre Freundlichkeit, mir meinen Schlitten zurückgebracht zu haben, und zugleich meine Entschuldigung für mein Ihnen wahrscheinlich ganz unverständliches Benehmen gestern. Denken Sie nur, ich habe Sie für einen Räuber gehalten! Nur deshalb ergriff ich die Flucht. Als Sie mich anfaßten, glaubte ich tatsächlich, mein Leben sei in Gefahr — wir hatten uns nämlich drüben in L. den ganzen Abend von Räubern, die früher hier im Gebirge gehaust haben, unterhalten, und der etwas reichlich genossene vorzügliche Vöslauer wird wohl auch das Seinige dazu beigetragen haben. Erst als ich ein ganzes Stück gelaufen war, merkte ich, welche Dummheit ich gemacht hatte. Ich kehrte um, aber ich konnte mich nicht gleich zurechtfinden und kam erst wieder auf die Stelle unseres Zusammentreffens, als Sie schon fort waren."

„Ach, Sie Armer!" sagte der Inspektor mit spöttischem Lächeln. „Müssen da in Nacht und Nebel im Wald herumirren und noch dazu das gepaschte Weinfäßchen in meinen Händen lassen!"

„Gepaschtes Weinfäßchen?" fragte Vorberg verwundert. „Was meinen Sie damit?"

„Das meine ich!" erwiderte der Inspektor, die Hand auf das Weinfäßchen legend, das mitten in der Halle stand. „Dieses Fäßchen haben Sie gestern nacht über die Grenze geschmuggelt und in einem Versteck untergebracht, um es dort abholen zu lassen. Geben Sie das zu?"

„Natürlich!" antwortete Vorberg lachend. „Nur ist kein Wein in dem Fäßchen."

„So?" fragte Nerger spöttisch. „Was ist denn darin?"

„Wasser, Herr Inspektor, helles, klares Wasser!" antwortete der Baumeister.

Einer der Beamten hatte inzwischen einen schon vorher bereit gehaltenen Hahn in das Fäßchen gesteckt, jetzt drehte er ihn auf, und zu aller Verwunderung lief wirklich klares, helles Wasser in das untergehaltene Glas.

„Das — das — das ist ja wirklich Wasser!" stammelte der Inspektor, das Glas ergreifend und gegen das Licht haltend.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt!"

„Und wozu brauchen Sie denn ein Faß Wasser über die Grenze zu bringen? Da steckt etwas dahinter!"

„Durchaus nicht, Herr Inspektor. Ich will es Ihnen gern sagen, wozu ich es brauche. Das ist Taufwasser! Ich bin Oesterreicher, und alle meine Kinder sind mit österreichischem Wasser getauft. Das ist ein alter Brauch in meiner Familie."

„Merkwürdiger Brauch!" sagte der Inspektor spöttisch. „Warum versteckten Sie dann das Fäßchen? Wasser ist doch steuerfrei!"

Aber Vorberg ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Das Taufwasser muß über Nacht im Freien bleiben, sonst verliert es die Kraft. Das ist natürlich ein Aberglaube, den ich ja als aufgeklärter Mensch nicht teile, aber doch mitmache, weil es ja auch nichts schadet. Mein Kutscher sollte das Fäßchen heute morgen abholen. Jetzt muß er nun hinüber nach Oesterreich, denn das ist nicht mehr zu brauchen."

Der Inspektor hatte aber noch eine Frage. „Und die Wette?" rief er. „Was ist damit? Ist die auch zu Wasser geworden?"

„Ach ja, lieber Herr Inspektor, die hab' ich verloren! Den Schaden muß ich tragen und trage ihn gerne, denn die Geldstrafe, die ich hätte zahlen müssen, wenn Sie mich beim Weinschmuggel erwischt hätten, wäre doch noch größer gewesen. Das Fäßchen mit dem Wein steht noch drüben in Oesterreich, aber es wird uns diesen Abend doch nicht fehlen, mein Kutscher ist schon hinübergefahren. Ich hoffe also, daß wir heute recht vergnügt ein Gläschen zusammen trinken werden, denn das sind Sie mir, Sie stolzer Sieger in diesem Strauße, schon schuldig!"

— — — — — — — — — — —

Es war eine sehr gemütliche Feier, der Taufschmaus bei Vorbergs. Es wurde gut gegessen und noch besser getrunken. Auch der Inspektor, der noch immer in seiner Siegerlaune war, hatte das Glas öfter geleert, als er's sonst gewohnt war.

In bester Laune trat er an Vorberg heran und sagte: „Der Wein ist famos! — Und wissen Sie auch, warum er so gut schmeckt? Weil er versteuert ist — und das haben Sie mir zu verdanken!"

„Da muß ich widersprechen," gab Vorberg zurück. „Der Wein ist doch gepascht!"

Nerger lachte, er wußte ja das Gegenteil zu genau. „Da wäre ich doch neugierig, wer ihn gepascht haben sollte!"

„Das sollen Sie sogleich erfahren," antwortete Vorberg. „Sie selbst, mein lieber Herr Inspektor, hatten die Güte, das zu tun. Ja, Sie! — Sie! — Sie!"

„Jetzt kommt wohl wieder eine Räubergeschichte?" antwortete der Inspektor.

„Ganz und gar nicht," sagte Vorberg ruhig, „nur ein streng sachlicher Bericht, der Sie über alles aufklären wird. Auf dem Schlitten befanden sich nämlich zwei Fäßchen, eines mit Wein, das andere mit Wasser gefüllt. Das mit Wein stand unter dem Rücksitz des Schlittens, das andere auf demselben. Eines der beiden mußte ich Ihnen zum Opfer bringen. Sie werden begreifen, daß ich das mit dem Wasser wählte. Es war der Köder, den ich auswarf — und Sie nahmen den Köder an."

„Sagen Sie doch nicht immer Köder," rief der Inspektor ärgerlich, „ich bin doch kein Fisch!"

„Verzeihung, der Vergleich war vielleicht nicht ganz passend. Jedenfalls aber gelang es mir, in Ihnen die Ueberzeugung zu erwecken, daß das Fäßchen das vielbesprochene Weinfäßchen wäre. Das war es, was ich wollte, und meine Schlußfolgerung, daß Sie nunmehr eine weitere Untersuchung des Schlittens nicht vornehmen würden, erfüllte sich. Ja, noch mehr. Es erfüllte sich auch meine Vermutung, daß Sie mir mit dem Schlitten auch das gepaschte Fäßchen Wein ins Haus schicken würden."

Alles lachte, und der Herr Inspektor erwies sich als ein kluger Mann — er lachte mit.

„So ist's recht," sagte der Baumeister. „Und alle meine Gäste werden schweigen über den Streich, zumal ja jetzt das Fäßchen leer ist. Aber bleiben Sie nur, meine Herrschaften, ich höre eben einen Schlitten klingeln. Das ist mein Kutscher mit dem zweiten Fäßchen. Von dem können auch Sie ruhig trinken, Herr Inspektor, denn das ist versteuert — nicht von mir, sondern von meinem Wettgegner. Kommen Sie, wir trinken ein Glas auf unsere Freundschaft und die Hoffnung, daß Sie uns in Zukunft ein milderer Richter sein werden. Dann soll das unser letzter Schmugglerstreich gewesen sein."

Hell klangen die Gläser zusammen.

— Frei hat Gott die Menschen erschaffen, damit diese sich selbst ihr Schicksal bereiten.

— Nur wer einmal unter den gaukelnden Bildern der Nacht dahingegangen ist und ernsthaft auf die geheime Mahnung seines Innern gelauscht hat, nur der versteht völlig, wie andern zumute war, die in ähnlicher Lage den Ausweg

— Die Liebe ist durchaus egoistisch, und dies macht sich nur darum nicht fühlbar, weil hier wenigstens ein Egoismus mit dem anderen zusammentrifft, denn, wenn der eine, wie der andere, auf den Besitz entbrannt ist, kann von Fessel keine Rede sein.

Wer die Wahl hat...

Eine lustige Episode aus der „Bewegung" zur Aufklärung der neuen Wählerinnen.

Von Ernst Schmitz.

Die Vorsitzende der Frauenstimmrechts-Versammlung klopfte dreimal mit dem elfenbeinernen Hämmerchen auf den Tisch. Sie forderte die Anwesenden auf, zur Ordnung zu kommen, obgleich sich niemand unordentlich betrug, abgesehen von mehreren Wählerinnen, die den wippenden Federhut der Frau „Chairman" einer beißenden Kritik unterzogen und feststellten, daß die Feder noch vom Sommerhut und die Façon aus einem vorletztjährigen Räumungsverkauf stammte. Aber auch diese Kritik schlief bei dem Ruf zur Ordnung ein, und nach nochmaligem Klopfen war nur mehr das Klingen und Klirren ungeschickt gehandhabter Stricknadeln, sowie das erwartungsvolle Räuspern männlicher Kehlen vernehmbar.

„Wir kommen jetzt zur Tagesordnung," erklärte die Vorsitzende. Einige Herren in den ersten Reihen zogen sich mit kräftigem Ruck die Westen stramm, setzten sich straff in Positur und harrten mit der überlegenen Miene alter Fachmänner der Dinge, die von den neuen, unerfahrenen Wählerinnen kommen sollten.

Es waren verschiedene Typen von Herren zugegen. Da saß der kleine, dicke Gernegroß mit einem martialischen Struppelschnauzer auf der geblähten Lippe und blickte wie eine bissige Bulldogge drein. Ihm ging der ganze Frauenstimmrechtskram gegen den Strich! Was wollten überhaupt diese Weiber? Am liebsten hätte er mit der Faust dreingeschlagen und gebrüllt: „Die Frau gehört ins Haus! Sie soll Kinder verwahren, Strümpfe stopfen, das Essen zeitig auf'n Tisch stellen und dem mit Schlafrock und Plüschpantoffeln durch's Haus schlürfenden Gatten nicht die Gemütlichkeit verhunzen!"

Den Gegensatz zu diesem Haustyrannen bildeten die Vertreter des angeblich stärkeren Geschlechts, die wie wohldressierte Schoßhündchen ihren energischen und meist etwas üppig geratenen besseren Hälften in jede Versammlung folgen, dort wie Opferlämmer alles geduldig ertragen und auf höheren Befehl ihrer „unterdrückten Frau" rauschenden Beifall spenden, der oft durch einen wohlgemeinten Tritt auf die Hühneraugen oder einen liebevollen Ellenbogenstoß in die Rippen etwas aufgestachelt wird.

Dann saßen da die Verehrer alles Weiblichen, die jeder Schürze nachsteigen. Diese Herren dachten mit kaltem Schauder an die Bilder gewisser Stimmrechts-Führerinnen und bejammerten die verheerende Wirkung des Wahlrechts auf die weibliche Schönheit, die jetzt noch im Blütenreiz und kurzen Röckchen um die windigen Ecken des Broadway trippelt, oder in köstlicher Reife majestätisch einherschreitet. Zu dieser Sorte gehörten abgetakelte Jubelgreise mit grauen Gamaschen und einem unerschöpflichen Repertoir von Schmeichelphrasen. Ferner grüne Jünglinge mit ausgemergelten Totenkopfgesichtern. Sie trugen lächerlich enge Affenjäckchen und hatten die Hosenbeine bis in die Kniekehlen hochgezogen. Und wenn von einer Dame gesprochen wurde, dann lächelten sie verständnisinnig-gemein und taten so, als ob sie sämtliche Früchte des Baumes der Erkenntnis genossen hätten, obgleich sie, was aber niemand wissen durfte und ihren größten Weltschmerz bildete, zu einer asketischen Solidität verdammt waren.

Auch die unverbesserlichen Freiheits- und Gleichheitskerle waren da, kaltnasige Weltverbesserer, die die Erde aufteilen und Männlein und Weiblein immer nur als sachliches Ding betrachten, das zum System gehört, sich aber gleich ist, und in dieser Gleichheit die zauberischen Gegensätze verliert, in denen das wundersame Geheimnis der Welträtsel schlummert.

Klopp, klopp, klopp, machte das Hämmerlein.

„Die Tagesordnung der heutigen Versammlung ist eine Besprechung der Errichtung von Schulen, in denen die neuen Wählerinnen des Staates über die Institutionen dieses freien Landes und über Bürgerpflichten unterrichtet werden, damit sie von dem ihnen zuerteilten Wahlrecht vernünftigen und nützlichen Gebrauch machen können."

Drei Stimmen aus dem Publikum: „Ich bitte ums Wort!"

Klopp, klopp, klopp! „Frau de Bladbarn hat das Wort."

Die Angerufene erhob sich. Ihre üppigen Formen preßten sich eng in das mollig-weiche Pelzwerk eines $1490.98 Kolinsky-Mantels. Sie verneigte grüßend das von Massageexperten und Kopfputzkünstlern vorzüglich konservierte Haupt und machte eine leichte Geste mit der wohlmanikürten Hand, daß die großkaratigen Brillanten Blitze zuckten. Alles an ihr war eine Schwelgerei von Reichtum und Ueberfluß, die in krassem Gegensatz zu dem Bilde stand, das sie mit ihren Worten malte.

Sie sprach von abgerissenen, in Tenementhöhlen hungernden und frierenden Weibern, von „siebenköpfigen Familienmüttern", deren unterernährte Kinder immer nach Brot schreien. Und das gehetzte, geplagte Weib schindet sich von früh bis spät, rutscht auf den Knieen herum, schuftet ohn' Unterlaß und kann doch die knurrenden Mägen der sieben Wölflein nicht zum Schweigen bringen. Natürlich kann diese Frau sich nicht um das öffentliche Leben und die Politik kümmern. Vielleicht ist sie sogar eingewandert und kennt die Landessprache nicht einmal. Ihr einziger Wirkungskreis ist die Familie, und sie hat gar keine Ahnung vom Verfassungs- und Verwaltungswesen. Ihr Mann dagegen steht mitten im Leben, wählt seit 27 Jahren und kennt diese Dinge wie seine Westentasche, während die Kinder das ja alles in der Schule lernen!

Und nun soll diese Frau wählen! Sie weiß nichts von dem Unterschied zwischen Senator, Briefträger, Bürgermeister und Feuerwehrmann und hält höchstwahrscheinlich den an der nächsten Ecke postierten Polizisten für die oberste Staatsgewalt.

„Diese Frauen müssen wir aufklären," rief die Rednerin mit flammender Begeisterung. „Sie müssen den Verwaltungsbetrieb lernen und ein klares Bild von unseren Institutionen erhalten, damit sie durch diese Erkenntnis zum eigenen und zum Vorteil der ganzen Menschheit besser wählen können!"

Brausender Beifall! Wenn Frau de Bladbarn spricht, wird immer Beifall gezollt; denn selbst ihre Widersacherinnen befürchten, daß ihnen sonst die Gunst der großen Gesellschaftsdame verloren gehe. Noch drei andere Damen „ergriffen das Wort" und sprachen ganz im Sinne der Vorrednerin, was sie gehörig betonten, um der ersten Rednerin zu schmeicheln und von ihr eine Einladung zum Tee zu erhalten.

Dann trat eine Frau aus dem Volke vor, die etwas männliches und robustes an sich hatte. Doch die derbe Herbheit wurde durch draste Korpulenz abgeschwächt. Es war eine Frau mit Haaren auf den Zähnen, die sich kräftig in den Hüften wiegte und in jeder Debatte ihren Mann stand, zumal wenn sie die Fäuste in die Seiten stemmte, tief Atem holte und loslegte.

„Wählerinnen und Wähler," verbesserte sich die Rednerin aus dem Volke, nachdem ihr gewohnheitsgemäß die Anrede „Genossinnen und Genossen" entfahren war. Darauf behauptete sie in schmucklosen Worten, daß die geplante Unterrichtung der Frauen des Arbeiterstandes höchst überflüssig und ein Zeitvertreib reklamesüchtiger Gesellschaftsdamen sei.

„Mit einer pelzgekleideten Modedame, die etwas von Legislatur, Korporationsakten und Exekutivpflichten erzählt, ist der Frau, die um ihr tägliches Brot ringt, nicht gedient!!!"

Durch die Anwesenden wehte eine steife Briese des Unwillens und Widerspruchs. Man hatte doch schon Komitees ernannt, die Arbeit eingeteilt, eine „Bewegung" eingeleitet, sowie Bilder und selbstgeschriebene Interviews der führenden Damen an die Zeitungen geschickt. Als die Rednerin die Opposition merkte, wiederholte sie hartnäckig ihre Behauptung und bot Beweise für die Richtigkeit ihrer Ansicht an.

Beweise! Beweise!" rief es aus der Menge.

„Gut! Sie sollen Beweise haben," erwiderte die Rednerin hart und rüstete sich, ihre höchsten Kunsttrümpfe auszuspielen. Mit freundlichem Lächeln, das nicht die List des Weibes verriet, wandte sie sich an die Herren und fragte sie der Reihe nach, seit wieviel Jahren sie gewählt hätten. Die Gefragten antworteten weithin vernehmbar mit elf, einundzwanzig, neun, vierzehn usw. Jahren und reckten sich stolz als Veteranen vieler Wahlschlachten und Triumphatoren der Politik.

„Es trifft sich ja ausgezeichnet, daß so tüchtige Wähler anwesend sind," rief die Rednerin. Die Herren, die das pfiffige Leuchten aus ihren klarschauenden Augen nicht bemerkten, schmunzelten selbstbewußt über diese vermeintliche Schmeichelei. „Nun werde ich den langjährigen Wählern einige Fragen vorlegen. Ich bitte darum, sie nach bestem Können zu beantworten!"

Und nun ging der Spaß los!

Die erste Frage lautete: „Auf wieviel Jahre wird ein Bundessenator gewählt?" Der Wahlveteran, an den sie gerichtet war, schnitt ein dummes Gesicht, grinste verlegen, zuckte die Achseln und schwieg.

Dann ging's dem zweiten Experten der Politik an den Kragen: „Wieviel Stadträte haben wir in New York?" Der Angeredete fühlte die Blicke aller auf sich ruhen und sein Herz bubbern. Er rang nach Atem. Sein Ruf stand auf dem Spiel. Er wußte es nicht, aber als forscher Yankee versuchte er, sich mit einem kühnen „Bluff" aus der Affäre zu ziehen, indem er schlankweg behauptete: „Neunzehn". — „Falsch!" — „Siebenundzwanzig" — „Wieder falsch!" — „Einunddreißig," rief er nochmals dreist. — „Gestehen Sie doch ruhig ein, daß Sie keine blasse Ahnung haben," rief die Rednerin höhnisch, worauf der große Politiker beschämt auf seinen Stuhl sank.

Sein Nachbar, der wenig Lust verspürte, durch seine Ignoranz zum Gespött der Frauen zu werden, hatte bei diesem Frage- und Antwortspiel schleunigst seinen Hut ergriffen und schlängelte sich geduckt mit vierter Geschwindigkeit dem Ausgang zu. Aber ehe er die rettende Pforte erreichte, hallte es hinter ihm: „He! Sie da! Nicht kneifen! Wollen Sie uns vor Ihrer plötzlichen Abreise nicht noch schnell erzählen, wer im Bundessenat das Präsidium führt?"

"Ask Dad, he knows!" lachte der Ausreißer, und schwupp, war er hinter der Klapptür verschwunden.

Eine allgemeine Nervosität hatte die Vertreter der Spezies masculini generis befallen, denen die Sache ungemütlich wurde. Sie rutschten hin und her, als ob sie auf glühenden Kohlen säßen. Mehrere Geistesgegenwärtige rissen die Dollar-Uhr aus der Tasche, sprangen bestürzt auf, murmelten etwas von Verabredung, Begräbnis der Tante oder dem nächsten Zuge und strebten in Eilmärschen aus dem Lokal. Andere verkrümelten sich heimlich still und leise wie Zechpreller. Eine allgemeine Stampede, die auch die zögernden Hasenfüße mitgerissen hätte, wäre losgebrochen, wenn die erbarmungslose Rednerin sie nicht mit der Geißel ihres zähen Spottes auf dem Fleck gebannt hätte. Die wenigen, die Stand hielten, wollten sich lieber als heldenhafte Märtyrer von dem Sarkasmus der grausamen Rednerin zerfleischen lassen, als vor Schürzenträgerinnen feige die Flucht zu ergreifen und ihre Manneswürde mit Kichern und Lachen verhöhnt zu sehen.

„Nun haben wir sie durchschaut, diese langjährigen Leistungsfähigkeits-Experten des Wahlrechts und der Politik," schrie die Rednerin triumphierend. „Wie aufgeblasene Puter haben sie sich dummdreist breit gemacht und über die „Unkenntnis der unerfahrenen Wählerin" mitleidig gelächelt. Aber wenn man an die Türe des Häusleins ihres Verstandes klopft, dann ist niemand daheim!

„Sprecht doch, ihr tüchtigen Wähler und ausgezeichneten Politiker! Sagt mir, wenn's ihr wißt, auf wieviel Jahre ein Assemblymitglied gewählt wird, wer einen Bundesoberrichter ins Amt setzt, wie groß die Zahl der von der Stadt New York nach Albany geschickten Senatoren ist.

„Ihr schweigt? Ihr wißt's also nicht! Na, dann sagt mir wenigstens, in welchem Kongreßdistrikt ihr wohnt! Heraus mit der Sprache, niemand braucht sich zu genieren!"

Totenstille!

Die tüchtigen Wähler, Bürger und Politiker schnitten ellenlange Gesichter. Einige erkannten die traurige Komik der Situation und fanden den Mut, über ihre eigene Dummheit verlegen zu lachen. Andere kauten wütend an Schnurrbartspitzen und Unterlippen. Alle standen da wie begossene Pudel und gebadete Kater und wünschten, sie wären nie in diese unselige Versammlung gekommen, oder daß sich die Erde auftäte, um das gräßliche Weib auf dem Podium zu verschlingen. Aber die sonst so gütige Mutter Erde tat ihnen den Gefallen nicht, und die Rednerin blickte das gottsjämmerliche Häufchen Elend mit einem verächtlichen Blick an und brach dann in wohlberechneten psychologischen Moment in ein so herzliches Lachen aus, daß ein Zucken und Wiehern durch die ganze Versammlung ging. Aber ehe ein toller, die Rippen zu brechen drohender Heiterkeitssturm das lustige Finale der Versammlung blies, rief sie noch: „Glauben Sie, daß es nötig ist, dem vielgeplagten Arbeiterweib Bürgerkunde einzutrichtern, wenn die Herren der Schöpfung, die seit Jahren durch ihre wohlweisen Kenntnisse die Geschicke von Land, Staat und Stadt lenken, keinen schwachen Schimmer davon haben?"

Tableau!

Vom Leipziger Meßamt.

Die Jahrhunderte alten Messen, die Leipzigs Weltruhm begründet haben, wurden vielfach von den verschiedensten Seiten angegriffen. Nicht nur, daß man es im Auslande versucht hat, sie nachzuahmen, nein, auch im Inlande hat man mehrmals den Versuch gemacht, Leipzig den Rang als Weltstadt abzulaufen. Alle Versuche sind gescheitert, aber man sah die Messen stets nur als eine Privatangelegenheit der Stadt Leipzig an und wollte ihnen keine größere Bedeutung zukommen lassen.

Auch hier hat der Krieg helfend eingreifen müssen. Wie so oft, sah man erst im Augenblick der Gefahr auch den Wert der Leipziger Messen mit anderen Augen an, und nun begann ein reges Treiben, um den Bestand der Messen zu sichern und sie zu verteidigen. Den regen Bemühungen ist es gelungen, nicht nur die Kreise der an den Messen beteiligten Industrien auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die dem Bestande der Messen drohte, sondern auch der sächsische Staat und sogar die Reichsverwaltung konnten dazu bestimmt werden, den Messen endlich den Charakter zu verleihen, der ihnen schon seit Jahren gebührte. Der sächsische Staat, die Stadt Leipzig, Handel und Industrie haben sich bereit erklärt, jährlich große Summen zu einem weiteren Ausbau der Messen zur Verfügung zu stellen, und nach den Verhandlungen des deutschen Reichstages ist zu erwarten, daß sich auch das Reich mit einer größeren Summe an den Kosten beteiligen wird. Damit ist das Bestehen des neuen Meßamtes sichergestellt, dessen Budget sich auf weit über eine Million Mark im Jahre belaufen wird. Diese Summe wird sicherlich ausreichen, um durch eine umfangreiche Propaganda im In- und Auslande für genügenden Besuch von Einkäufern und Ausstellern zu sorgen.

Das Meßamt besteht aus einem Aufsichtsrat von zwölf Mitgliedern und dem Vorstande. Dem Aufsichtsrat gehören an: je ein Vertreter des Reichsamts des Innern, der sächsischen Regierung, je drei Vertreter der Stadt Leipzig und der Handelskammer zu Leipzig und vier Mitglieder der Zentralstelle für die Interessen der Leipziger Mustermessen. Den Vorsitz führt der Oberbürgermeister von Leipzig oder der Präsident der Handelskammer.

Geistreichigkeiten von Moritz Moszkowski. Einige ebenso amüsante wie boshafte Aphorismen des berühmten Klaviervirtuosen Moritz Moszkowski weiß der „Ménestrel" mitzuteilen: „Im Reich des Gesanges ist Italien eine Zeitlang das Land des Bel Canto gewesen; heut herrscht dort die Malaria vor. — Einige Komponisten von Sinfonien in unseren Tagen haben sich Erben Beethovens genannt. Daß sie die Taubheit Beethovens geerbt haben, ist dabei die sicherste Tatsache. — Man sagt, daß der größte Teil der Musik der Gegenwart sehr gut ist, aber daß sie abscheulich klingt. Von diesem Paradox glaube ich nur die Hälfte. — Anton Rubinstein sagte einst, sein Klavierspiel ironisierend: „Mit den falschen Noten, die ich im Laufe meiner letzten sechs Konzerte gespielt habe, könnte ich ein siebentes geben." Rubinstein ist tot, aber dieses siebente Konzert lebt noch immer."

1-